

Die liberale Demokratie und die Leitbilder unserer Zeit

Autor(en): **Müller, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **42 (1962-1963)**

Heft 11

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161391>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die liberale Demokratie und die Leitbilder unserer Zeit

KURT MÜLLER

Anzeichen der Wandlung

Die Leitbilder von heute können die Realitäten von morgen sein. Wir haben uns dies vor Augen zu halten, wenn wir der oft gehörten Feststellung einer veränderten Einstellung unserer Generation zu Staat und Gesellschaft nachgehen wollen.

Über die Tatsache einer Bewußtseinswandlung besteht heute wohl kaum mehr ein Zweifel; das Gefühl, in einer Zeit des Umbruchs zu leben, ist allgemein. Hingegen ist die Frage, was sich wandelt und wie es sich wandelt, schon schwieriger zu beantworten.

In seinem Vortrag «Jugend von heute — Gesellschaft von morgen» hat Dr. *Bernardo Zanetti*, Vizedirektor des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit, 1958 vor dem Kongreß der Internationalen Vereinigung für sozialen Fortschritt in Brüssel von der *Jugend von heute*, in der sich die Wandlungen am deutlichsten widerspiegeln, folgendes Bild gezeichnet: sie «läßt sich nicht leicht überzeugen und sträubt sich gegen das gemeinhin Anerkannte... Sie nimmt die Ideen der Erwachsenen keineswegs ohne weiteres an, ist aber auch nicht imstande, sich eine eigene feste und klare Meinung zu bilden. Sie will weder eingereiht, noch geführt werden und lehnt es ab, sich auf Befehl zu begeistern. Das alles ist leicht erklärlich: Unsere Jugend, die großenteils die Entbehrungen, die Umwälzungen und die Schrecken des Krieges zu spüren bekommen hat, findet sich einer sozialen Wirklichkeit von großer Mannigfaltigkeit und Problematik gegenüber, und sie vermißt ein nachahmenswertes Vorbild... Es wäre völlig falsch, zu behaupten, der heutigen Jugend mangle es an Idealen. Tief in ihrem Innern verspürt nämlich auch sie die Sehnsucht nach einem Vorbild; aber», so führt Dr. Zanetti weiter aus, «sie verlangt mit Recht nach Idealen, die zu greifbaren Zielen führen. Der beste Beweis dafür ist der Einfluß, den heroische Gestalten, wie es heute etwa ein Abbé Pierre ist, auf die Jugend aller sozialen Klassen ausüben». Die zweifellos zutreffende Feststellung Zanettis über einen generellen Schwund der Autorität alles Überlieferten und ein Vakuum an Leitbildern verdient hier vor allem festgehalten zu werden — sie könnte durch zahlreiche weitere Zitate belegt werden. Es ist dies das Resultat einer raschen, verwirrenden Folge von Ideologien, Lehren, Regimen, Gewalthabern und Staatsmännern, die an den einzelnen Bürger und Menschen appellierten, ihn für ihre Zwecke einspannten und oft auch mißbrauchten, oder die ihm zumindest einen kräfteraubenden Abwehrkampf aufzwingen.

Der Begriff Leitbild

Fragen wir uns zunächst, welches denn bisher die politischen Leitbilder waren, nach denen sich die Vorkämpfer, Mitträger und Mitdulder der liberalen Demokratie ausgerichtet haben und die nun vom Geist einer hektischen Zeit angegagt werden. Zur Abklärung der Frage nach den bisherigen und heutigen politischen Richtpunkten habe ich mit Absicht den Begriff *Leitbilder*, einen weiten, umfassenden Begriff gewählt, der sich zwar kaum genau abgrenzen läßt, dessen unbestimmte Konturen aber gerade den meist auch wenig präzisen und sich überlagernden allgemeinen Vorstellungen über die Ziele und Aufgaben von Staat und Gesellschaft und von der Stellung des Bürgers in der politischen Gemeinschaft entsprechen.

Als Leitbilder wirken jedoch nicht nur die Vorstellungen von Staat und Gesellschaft in der Gegenwart, oft wirkt noch nachhaltiger das Geschichtsbild einer Generation, und zwar nicht nur die wissenschaftlich auf Grund der Quellen erforschten und in der Schule gelehrtten Vorgänge, sondern und vor allem auch die Legenden, jene quellenmäßig kaum oder nicht belegten Erzählungen, die die historischen Vorgänge in das dem Volksempfinden entsprechende und oder von ihm gewünschte Licht bringen, und schließlich die Mythen, die idealisierten und stilisierten Vorstellungsgebäude, die sich um einzelne Heroen oder um heroische Ereignisse zu bilden beginnen.

Von beinahe ebenso großem Einfluß als Leitbild für das Leben des einzelnen und der Völker sind ferner die Zukunftsvorstellungen, die Hoffnungen und Befürchtungen über die äußeren Einflüsse und die Beurteilung der Chancen des Bisherigen und des sich vordrängenden Neuen.

Gerade die Legenden und die Mythen ranken sich gerne um eine Person, und da der Mensch dem Menschen immer noch, trotz Haeckel und Darwin, am nächsten verwandt ist, so sucht die Phantasie gerne das Leitbild eines großen Menschen, dessen Gedanken und Taten sie als beispielhaft für das eigene Schicksal oder wenigstens für das eigene Wollen betrachten kann. Für die Wirkung als Leitbild ist auch hier weniger von Belang, ob die Vorstellung des einzelnen Menschen oder eines Volkes mit der historischen Wahrheit übereinstimmt; es kommt vielmehr auf die Eindrücklichkeit der Vorstellung an, die zu einem guten Teil von der Einfachheit und Geschlossenheit, von der Ausstrahlungskraft der Person oder des Ereignisses und schließlich von der innern Übereinstimmung mit dem Volksempfinden abhängt.

Das Leitbild eines Menschen und noch viel mehr dasjenige eines Volkes ist also ein Gewebe von Ideen, Vorstellungen und Überzeugungen, von Hoffnungen, Erwartungen und Befürchtungen, von Erfahrungen und von Wissen, von Legenden und Mythen, ein bewußtes und unbewußtes Gedanken- und Gefühlsgut, ein Wegweiser oder vielmehr eher ein System von Wegweisern, das meist um so wirksamer ist, je weniger es ins Bewußtsein dringt und ratio-

nalisiert wird. Wird ein Leitbild der Prüfung der Vernunft unterworfen, so kann es bestätigt werden und mit erneuerter Strahlungskraft auf seinem alten Piedestal erscheinen, oder aber es kann durch das Seziermesser der Ratio seine Tabu-Stellung verlieren, relativiert und schließlich vollständig entwertet werden.

Persönlichkeiten als Leitbilder

Eine Aufzählung der politischen Leitbilder unseres Landes, die für den Unabhängigkeitswillen und damit für den Bestand der Schweiz als Nation von großem oder ausschlaggebendem Gewicht sind, wird uns rasch zur Feststellung bringen, daß sie zu einem guten Teil aus der sogenannten Heldenzeit der eidgenössischen Geschichte stammen — oder sagen wir vorsichtiger stammten —, denn gerade die Leitbilder aus der Gründungszeit der Eidgenossenschaft erweisen sich gegenüber dem Geisteswandel der Gegenwart als besonders anfällig.

Gottfried Keller schildert im «Grünen Heinrich» in überaus lebendiger Weise wie Schillers *Tell* im 19. Jahrhundert in das Volksleben eingegangen war. Mehrere Gemeinden taten sich zusammen und führten den «Tell» nicht mehr auf der Bühne, sondern gleichsam in natura auf. Zweifellos hat die dramatische Leistung des deutschen Dichters nicht wenig zu dieser Verankerung in der Volksseele beigetragen. Doch hat der Dichter einen Stoff aufgegriffen, der in Prosa und Poesie zu seiner Zeit bereits mehrfach bearbeitet worden war, der also seine Zugkraft bereits unter Beweis gestellt hatte, und sein Drama hätte nie jene Breitenwirkung erreichen können, wenn es nicht typische Züge der schweizerischen Volksseele berührt hätte — wenn es nicht den Schweizer, beziehungsweise einige seiner Leitbilder in einer Form dargestellt hätte, in der wir uns gerne selber sehen.

Wilhelm Tell hatte mehrere Voraussetzungen, die ihn zum Mythos geradezu prädestinierten: Er war eine Gestalt der Befreiungsgeschichte der Waldstätte und damit der Eidgenossenschaft, deren historische Umriss wenig oder nicht bekannt waren, um die sich also um so eher ein reiches Astwerk von Legenden ranken, in die sich um so eher die Vorstellungen vom Urschweizer vereinigen konnten. Tell war — und auch dies ist nicht wenig bezeichnend — eher ein Außenseiter, ein im Grunde gutmütiger Mann, hilfsbereit, aber wenig geneigt, sich einzuordnen, ein Mann, der seine eigenen Wege gehen wollte, und der erst zum letzten, zur Gewalttat, sich aufrafft, als das ihm Nächste, die Familie, in Gefahr gerät. In diesem Momente aber erweist er sich als jener Mann von ungeheurer Tatkraft und Furchtlosigkeit, als den ihn auch Ferdinand Hodler dargestellt hat, als jene Urgestalt vom Berge, die einmal entfesselt, niedersteigt und unaufhaltsam das Tal vom größten Übel, dem Vogt Geßler, befreit. Diese heroische Gestalt mit einer verhaltenen Kraft, mit etwas Unberechenbarem,

das wie eine Lawine mit der Kraft einer Naturgewalt niedergehen kann, ist lange Zeit als der Urahn des Schweizers schlechthin verehrt worden.

Aus der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft hat die Schweiz noch andere Leitbilder geschöpft. Auch die Figuren des umsichtigen, besorgten und im entscheidenden Momente entschlossenen Stauffacher, dessen Wort im Rate gilt, und seiner unerschrockenen Frau Gertrud haben Leitbildcharakter für das Schweizervolk erhalten. Verkörperte Tell den wilden, ungebärdigen und unberechenbaren Teil der Schweizerseele, so wurden in Stauffacher alle jene Eigenschaften hineingelegt, die zur Selbstverwaltung mindestens so unerlässlich sind: die Umgänglichkeit, die Umsichtigkeit und die Bereitschaft zur Rücksichtnahme, der Überblick über die gegenwärtigen und der Weitblick in die künftigen politischen Umstände, der Sinn für das richtige Maß und für den günstigen Augenblick und schließlich die Entschlossenheit zur Tat und die die andern zum Handeln mitreißende Überzeugung.

Schließlich hat das Treffen auf dem *Rütli* für die Schweizer Leitbildcharakter erhalten, und es hat ihn wohl am meisten bewahren können, weil der Rütli-rapport von General Guisan am 25. Juli 1940 den ganzen Rütligeist in unserer Generation wiederaufleben ließ, weil aber auch die Zusammenkunft auf dem Rütli, wenn auch nur entfernt, an jene Form der Demokratie anklang, die durch die Landsgemeinden bis in unsere Zeit hinein lebendig blieb.

Und es waren schließlich die Freiheitsschlachten, Morgarten, Näfels, Sempach, Grandson, Murten, Sankt Jakob an der Birs usw., die teilweise ihre vor allem regionale, wie etwa die alljährliche Näfeler Fahrt zeigt, teilweise aber auch ihre nationale Bedeutung besaßen und die Schweizer Geschichte mit einem heldischen Glanze umgaben. Sie haben die Überzeugung tief im Bewußtsein des Schweizervolkes verankert, daß eine zahlen- und ausrüstungsmäßig unterlegene Minderheit, falls sie diese Nachteile durch entschlossenen Freiheitswillen, unerschrockenen Kampfesmut und geschickte Ausnützung ihres Terrains wettmacht, den Sieg im Kampfe davonzutragen vermag.

Mit dem «Laßt hören aus alter Zeit» war seit jeher unmittelbar das «Von kühner Ahnen Heldenstreit» verbunden.

Sehen wir von der Gründungsgeschichte ab, so dürften vor allem zwei Leitbilder aus der frühern eidgenössischen Geschichte nationale Geltung erreicht haben: *Niklaus von der Flüe* und die *Schlacht von Marignano*, das heißt die Einsicht in die Unmöglichkeit einer helvetischen Machtpolitik und der Wille zur Beschränkung auf die Ordnung der eigenen Angelegenheiten. Wenn ich Niklaus von der Flüe hier anführe, so weniger deshalb, weil er die einzige schweizerische Persönlichkeit ist, die nach dem kanonischen Verfahren heiliggesprochen wurde — dies dürfte eher ein Grund sein, der seine Wirkung als Leitbild im protestantischen Teil der Schweiz vermindert hat, wie auch die konfessionelle Bindung verhindert hat, daß Zwingli ein Leitbild von nationalem Rang geworden ist —, sondern in erster Linie seine berühmt gewordenen

Ratschläge an die Eidgenossen im Streit nach den Burgunderkriegen, mit denen er den politischen Rückzug von Marignano recht eigentlich vorbereitet hat.

Es ist gewissermaßen natürlich, daß die Nationen ihre Mythen und ihre mythischen Gestalten in der Gründungsgeschichte oder in jener Epoche suchen, in denen die Behauptung des entstehenden neuen politischen Gebildes der heroischen Anstrengung, des außergewöhnlichen Muts und der hervorragenden Tapferkeit kampfgewohnter und meist auch kampflustiger Männer bedurfte. Erinnern wir uns zum Beispiel der Bedeutung, die der Cid für Spanien erhielt, der Kämpfe und Irrfahrten von Achilleus und Odysseus, die für die Hellenen die Bedeutung mythischer Leitbilder erhielten, erinnern wir uns aber auch des tapferen Roland und der Jungfrau von Orléans, die für das erwachende französische Nationalgefühl keine geringe Rolle spielten.

Vergleichen wir nun das Verhältnis unserer Generation und besonders unserer Jugend zur Heldengeschichte unseres Landes mit jenem der Zeit bis in die dreißiger Jahre, so läßt sich nicht verkennen, daß die Gründungsgeschichte an Strahlungskraft eingebüßt hat und ihre Heldengestalten nicht mehr in gleichem Maße im Vordergrund stehen. Von den Schüleraufführungen des «Tell» wird zum Beispiel berichtet, daß es den jugendlichen Zuschauern oft am nötigen Ernst fehle, ja die Neigung, einzelne Vorgänge mit dem Vorzeichen des Lächerlichen zu versehen, nur zu offensichtlich sei. In der Verflüchtigung des Respekts, den die Jugendlichen den Aufführungen des Schillerschen Schauspiels entgegenbringen, mag eine ansehnliche Portion Opposition gegen die Verniedlichung des Erhabenen in der Routine des Schulbetriebes liegen; noch mehr aber dürfte die mangelnde Achtung und Distanz zum Heroischen und Erhabenen, welche die junge Generation kennzeichnet, dabei von Einfluß sein.

Es entspricht dies übrigens einer allgemeinen Tendenz der heutigen Geschichtsschreibung, die Feldzüge, die Schlachten und die blutigen Siege und Niederlagen aus ihren bevorzugten Logenplätzen der Geschichte zu entfernen und das Interesse mehr dem Leben und Denken der Massen der einzelnen Epochen zuzuwenden, dem Wie des Lebens, aber auch dem Wie des Zusammenlebens und schließlich den Vorstellungen des einfachen Bürgers, seiner wirtschaftlichen Grundlage und seiner geistigen Haltung. Im «Jahrhundert des Kleinen Mannes» soll es offenbar die Aufgabe des Historikers werden, das letzte Jahrtausend zu einem «Jahrtausend des Kleinen Mannes» zu gestalten.

Diese Tendenz der Geschichtsforschung geht neben der Entthronung der frühern Autoritäten her. Das veränderte Verhältnis unserer jungen Generation zur Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft kann ein zweifaches zur Folge haben: eine Wandlung des Verhältnisses dem Heroischen und damit dem Kämpferischen gegenüber und eine Lockerung der Bindung an das eigene Vaterland.

In seiner Selbstbiographie «Land ohne Recht» hat *Milovan Djilas*, der kürzlich erneut verhaftete Verfasser der «Neuen Klasse», die wilde, leidenschaftli-

che und heroische Welt seiner montenegrinischen Heimat um die Jahrhundertwende mit den Sätzen beschrieben:

«So erging es uns von Generation zu Generation: Immer wieder führten wir Krieg, um unsern Rachedurst zu stillen und Heldentaten zu vollbringen. Bei diesen Kriegszügen wurde geplündert und gebrandschatzt. Die Leute in den Bergen versuchten, sich für ihr karges Leben an den Nachbarn schadlos zu halten; sie dürsteten nach dem Ruhm ihrer Väter und starben nach alter Überlieferung auf dem Schlachtfeld. In unsern Bergen war der Krieg nichts anderes als die uns eigene Lebensart, und der Heldentod galt als die Verwirklichung des kühnsten Traumes; er bedeutete dem waffenfähigen Mann eine heilige Verpflichtung.»

Der Mythos des heroischen und opferbereiten Kämpfers, der sich zwar nicht selten über Recht und Gesetz hinwegsetzt, sich aber durch seine Heldentaten, mit denen er seiner Sippe oder seinem Volke Unabhängigkeit, Macht und Ansehen verschafft, dennoch mit Ruhm bedeckt, mag in Montenegro, an der östlichen Grenze der abendländisch-christlichen Kultur gegen die islamischen Türken eine durch die Grenzsituation zu erklärende Übersteigerung erfahren haben; in dieser oder jener Form hat er aber die Seele fast jedes europäischen Volkes erfüllt, überall aber steht er in Gefahr.

Das extreme Gegenbeispiel liefert etwa der Roman «Stiller» von *Max Frisch*. Für den Titel-«Helden» spielt das Verhalten als Soldat im spanischen Bürgerkrieg eine bedeutsame Rolle. Als Stiller bei der Bewachung einer Fähre gegen einen feindlichen Angriff seinen Mann stellen soll, kann er den Abzugshähnen seines Gewehres nicht abdrücken — der Held wird zum «Versager», zum «Feigling», wie er sich selbst später bezeichnet.

Die Beantwortung der Frage, ob diese Abwertung der nationalen Heroen aus der Gründungsgeschichte die Bande gelockert hat, die uns Schweizer heute an unser Land binden, wird davon abhängen, ob nicht *neue Leitbilder* an ihre Stelle getreten oder dies zu tun im Begriffe sind, die andere Bindungen an das eigene Land zu konstituieren vermögen. Sehen wir uns zunächst unter den großen Schweizern der Geschichte um, so werden wir auf auffallend wenige stoßen, die in den unbestrittenen Tabu-Bereich eines nationalen Leitbildes vorgestoßen sind: aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, also aus der Zeit des Ancien régime, vermöchte ich keinen zu nennen, der in der Seele des ganzen Volkes Aufnahme gefunden hätte, und auch aus dem liberalen Zeitalter der letzten anderthalb Jahrhunderte gibt es nur wenige Persönlichkeiten, die in den Rang eines nationalen politischen Leitbildes aufgestiegen sind. Nicht gering ist zwar die Zahl von Politikern, Denkern, Heerführern und Staatsmännern von beeindruckender Statur, aber meist fehlt ihnen eine der wesentlichen Eigenschaften für ein nationales Leitbild, sei es, daß die parteipolitische Farbe angesichts der politischen Zerrissenheit unseres Landes die allgemeine Anerkennung verhinderte, wie etwa bei einem Jacob Stämpfli, einem Ulrich Och-

senbein, ja auch einem Alfred Escher und schließlich einem Anton Philipp von Segesser, sei es daß ihr Charakter einem Landesteil zu fremd war, um Anerkennung zu finden, wie etwa bei General Ulrich Wille, oder sei es schließlich, daß sie jene Bewährung in höchster Gefahr mangels Gelegenheit nicht demonstrieren konnten, die allein den Eingang zu den nationalen Leitbildern öffnet.

Was übrig bleibt, sind einige wenige Namen, von denen die Zugehörigkeit zu den nationalen Leitbildern zudem nicht völlig unumstritten ist: General Henri Dufour und General Henri Guisan, Gottfried Keller, der Dichter des «Fähnleins der sieben Aufrechten», der Revolutionär, Teilnehmer an einem Freischarenzug und schließlich geläuterte Staatsschreiber des Kantons Zürich, und *Johann Heinrich Pestalozzi*. Bundesrat Mottas Wirken hat in spätern Jahren kaum mehr jene ungeteilte Billigung erfahren, die als Voraussetzung eines nationalen Leitbildes zu gelten hat, und er dürfte zudem auch der jüngeren Generation nicht mehr in der erforderlichen lebendigen Erinnerung sein; *Max Huber*, der an Bedeutung zweifellos ungescheut mit manchem Leitbild in eine Reihe gestellt werden kann — an internationalem Ansehen überragt er sogar die meisten — war zu sehr seinen internationalen Aufgaben verpflichtet, um in der Vorstellung des Schweizervolkes mit der nationalen Existenz eng genug verknüpft zu werden, und Ähnliches gilt wohl auch von *Henri Dunant*, der als Schöpfer des Roten Kreuzes zwar ein Leitbild der Aufopferung für sein humanitäres Werk geworden und als solches über die Grenzen unseres Landes von Bedeutung wurde, der aber im Gegensatz etwa zu Pestalozzi nicht mit einem nationalen Werk — der Hilfe an die notleidenden Kinder in Stans — verknüpft blieb.

Einen deutlichen Beweis dafür, daß es nicht unbedingt die Patina der Jahrhunderte braucht, um in den Rang eines nationalen Leitbildes aufzusteigen, liefert *General Guisan*. In den Jahren der Bedrängnis im zweiten Weltkrieg suchte der nationale Behauptungswille nach einem sichtbaren Ausdruck, nach einem Symbol, an dem er sich halten und festigen konnte. So wurde General Guisan nicht nur die Achtung und Anerkennung entgegengebracht, die er als ausgezeichnete Offizier und Befehlshaber der schweizerischen Armee verdiente, schon bald nach 1939 und noch vielmehr nach dem Rütli-rapport 1940 wurde er zum Wahrzeichen des ungebrochenen Widerstandswillens, der Entschlossenheit, an der eigenen Überzeugung festzuhalten und dafür zu kämpfen, obwohl der Feind von allen Seiten und mit großer Übermacht einen Angriff auslösen konnte. Die außerordentliche Situation, die nationale Gefahr, traf zusammen mit der außergewöhnlichen Persönlichkeit und verwandelte General Guisan noch zu Lebzeiten in ein nationales Leitbild, dessen geschichtliche Lebendigkeit und dessen quellenmäßig genaue Erfassung allerdings verhütete — oder sagen wir vorsichtiger vorläufig verhütete —, daß es in den Bereich der Mythen entrückt wurde. General Guisan ist denn auch weniger zu einem jener Urtypen geworden, die das nationale Wesen an sich verkörpern — die

gute Kenntnis seiner historischen Gestalt war ein Hindernis der Identifizierung des Individuellen mit dem Volkscharakter —, als zur Verkörperung des nationalen Selbstbehauptungswillens in einer bestimmten, außerordentlich gefährlichen Situation.

Es ist auffällig und durchaus nicht etwa zufällig, daß die genannten vier Leitbilder der letzten anderthalb Jahrhunderte der Schweizer Geschichte *über den Parteien* standen, oder zumindest darüber hinauswuchsen und sich kein ausgesprochener Politiker unter ihnen befindet. Die parteipolitischen Gegensätze waren bis vor kurzem zu tief und zu nachhaltig, als daß eine im politischen Kampfesleben stehende Persönlichkeit, auch wenn sie zum Beispiel das staatsmännische Format eines Alfred Escher besaß, die Hürde der Feindschaft des gegnerischen politischen Lagers hätte überspringen können. Mit den politischen Leitbildern auch der neueren Zeit verbinden sich denn auch im Volksempfinden kaum etwa profilierte politische Ideen: Pestalozzi lebt in der Erinnerung vor allem als Verkörperung der Nächstenliebe, als Verfechter einer bessern Erziehung der Jugend und als Schützer der Familie weiter, General Dufour als der gestrenge und gerechte Feldherr, dem die Versöhnung des Verlierers als höchster Preis seines Feldzuges gelang, Gottfried Keller vor allem als der Dichter der liberalen Zeit und des neu geschaffenen liberalen Bundesstaates und General Guisan als Verkörperung der nationalen Selbstbehauptung.

Andere Leitbildformen

Die Urbilder, an denen sich die einzelnen Nationen sammeln und stärken und in denen sich ihr nationales Wesen verkörpert, haben den enormen Vorzug, daß sie in der Regel einen konkreten Ausdruck finden, daß sie meist in Heroen oder Staatsmännern personifiziert sind. Für die spezifischen Leitbilder des modernen liberalen Rechtsstaates gilt dies in viel weniger hohem Maße — nicht nur weil seine Geschichte in der Regel einen viel kürzeren Zeitraum umfaßt und damit die Ausbildung von Mythen kaum erlaubte, sondern vor allem auch weil seine Tugenden und Vorzüge abstrakter Natur sind und sich bildlich nur schwer fassen lassen: dem liberalen demokratischen Rechtsstaat fällt die Schaulbarkeit und damit auch die Verwurzelung im Irrational-Bildhaften bei den Bürgern nicht leicht.

Sofern die liberale Demokratie nämlich reibungslos und gut funktioniert, hat sie wenig Spektakuläres an sich. Beim geordneten Gang der Meinungsbildung im öffentlichen Gespräch können zwar Funken sprühen, aber es gibt nur selten Brände, das Vernehmlassungsverfahren der Verbände und neuerdings der Parteien, die fruchtbare Arbeit in den parlamentarischen Kommissionen und schließlich das Tauziehen um einen Kompromiß in den Parlamenten haben

wenig Heroisches an sich, und es ist dies nicht zuletzt auch ein Grund dafür, daß die aktive Betätigung in der politischen Kleinarbeit des Alltags die nach hohen Idealen und konsequenten Lösungen strebende Jugend noch wenig anspricht, daß es in vielen Fällen des Realismus der in der praktischen Berufsarbeit stehenden Männer bedarf, um in der politischen Kleinarbeit die allgemeine Bedeutung zu sehen.

Es hat zwar nicht ganz an modernen Versuchen gefehlt, die Nationen durch Allegorien in die konkrete Vorstellung zu heben, denken wir etwa an den mit einem Schuß Selbstironie ausgerüsteten Engländer John Bull, an die reizvolle, aber nicht immer leicht zu behandelnde Französin Marianne und schließlich an die biedere und währschafte Helvetia, deren Anziehungskraft allerdings seit geraumer Zeit stark nachgelassen hat, woran nicht zuletzt auch die Wandlung der Leitlinien der weiblichen Modeformen ihren Anteil haben mochte. . .

Was bleibt also übrig, nachdem die Helvetia sowohl an Respekt wie an Strahlungskraft offensichtlich eingebüßt hat? Die Schweiz ist zunächst in der glücklichen Lage, daß in ihrer Gründungsgeschichte nicht nur der unbändige Drang nach Unabhängigkeit seine tiefen Spuren hinterlassen hat, sondern auch die ersten Ansätze zur gemeinsamen Selbstverwaltung bereits in einem Mythos verankert sind, in dem bereits gestreiften nächtlichen Treffen der Vertreter der drei Urkantone auf dem Rütli.

Und vom Rütli spannt sich der Bogen zur *Landsgemeinde*, deren Formen zwar längst institutionalisiert worden sind, die aber auf urgermanische Ansätze zurückgeht. Daß die Landsgemeinden heute noch eigentliche Wallfahrtsorte der Demokratie sind, dürfte weniger ihrer politischen Bedeutung, die sie zwar auf kantonaler Ebene haben, als dem Umstand zuzuschreiben sein, daß sie das Wesen der Demokratie, die Meinungsbildung in der offenen Aussprache zwischen Regierung und Volk und den Mehrheitsentscheid, aus der abstrakten Beschreibung herausheben und im konkreten Bilde lebendig werden lassen.

Eine ähnliche Funktion üben die kommunalen, kantonalen und eidgenössischen Parlamente aus, in denen sich das parteipolitische Kräfteverhältnis widerspiegelt, in denen aber nicht wie bei der Landsgemeinde, der Souverän, der das letzte Wort in unserm Lande besitzt, präsent ist. Die leitbildhafte Funktion der Parlamente leidet zudem in neuerer Zeit sichtlich darunter, daß ein Teil, wenn nicht der wesentliche Teil ihrer Arbeit sich in den Kommissionen unter Ausschluß der Öffentlichkeit abspielt und dort oft auch die wichtigen Entscheide gefällt werden, wodurch die Auseinandersetzungen im Parlament gelegentlich zu einem Schauboxen degradiert zu werden drohen. Andere sichtbare Symbole des Staates, wie etwa die Fahne oder das Königtum in Großbritannien oder den skandinavischen Ländern und in Belgien, haben zwar noch ihre volle Bedeutung als Sammelpunkte des nationalen Zusammenhalts, aber sie sind kaum *mehr*, und vor allem sind sie nicht ein Ausdruck der entscheidenden politischen Kräfte und des politischen Systems.

Haben wir die symbolhafte Bedeutung von Landsgemeinde und Parlament gewürdigt, so kommen wir mit dem bildhaften Ausdruck der Werte der Demokratie bereits in Schwierigkeiten. Schon der Prozeß der politischen Willensbildung ermangelt heute so sehr der Übersichtlichkeit, daß dies oft ein Grund zum Mißtrauen wird.

Und wie soll beispielsweise der Rechtsstaat in leicht faßlicher Form das Wirken und die Grenzen der Freiheitsrechte zum Ausdruck bringen, wie soll etwa der Unterschied zwischen sinnvoller Pressefreiheit und dem Mißbrauch der Presse dem einzelnen Bürger klar gemacht werden, wenn nicht durch das Wort, und wie soll der Entscheid des Schweizervolkes über die Atomverbotsinitiative klar gemacht werden, wenn nicht durch die Zahl, durch die Zahlen der Nein- und der Ja-Stimmen?

Mit dem republikanischen demokratischen Rechtsstaat ist die politische Ordnung in ein Stadium geraten, das an die Abstraktion und damit an die Vorstellungs- und Denkkraft des Bürgers hohe, enorm hohe Ansprüche stellt. Es ist offensichtlich, daß die immer stärkere Verfeinerung und Verästelung der Gemeinschaftsformen, aber auch der staatlichen Aufgaben und der öffentlichen Verwaltung, die Diskrepanz zwischen dem einzelnen Entscheid des Staates und der symbolhaften Vorstellung vom Staat beim einzelnen Bürger eher vertieft als überbrückt.

Gerade weil das Räderwerk der staatlichen Verwaltung, der Gesetzgebung und in weiten Bereichen auch der Rechtssprechung der Schaubarkeit weitgehend entbehrt, gerät der moderne Staat in die Gefahr, in nicht geringem Maße in der Vorstellung seiner Bürger mit seinen Bauwerken identifiziert und danach beurteilt zu werden. Dabei sind seine Bauwerke aber nicht Ausdruck der staatlichen Struktur, wie etwa die auf das Zimmer Ludwigs XIV. ausgerichtete Architektur Versailles den Staatsaufbau Frankreichs in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verkörperte, sondern es sind nicht selten einzelne Nutzbauten, die als Maßstab dienen — ein unrühmliches Beispiel stellt etwa der Bau der deutschen Autobahnen unter dem Nationalsozialismus dar, der auch einigen Schweizern den Blick für die wesentlichen Züge dieser düstern Diktatur trübte.

Nun wäre es allerdings falsch, die politischen Leitbilder auf das Sichtbare, das körperlich Faßbare zu beschränken. Der bekannte französische Soziologe *Raymond Aron* hat in seinem Vortrag über «Die politischen Institutionen des Westens in der Welt des 20. Jahrhunderts» am Kongreß für kulturelle Freiheit in Berlin, nach der Aufzählung der drei Hauptarten der Macht nach Max Weber, der traditionellen, der rationalen und der charismatischen, den Satz geprägt: «Die stabilisierten Demokratien sind meistens auch diejenigen, die das charismatische Element in das regelmäßige Funktionieren ihrer Institutionen aufgenommen haben.» Aron hat die Aufnahme dieses charismatischen Elements vor allem darin gesehen, daß der amerikanische Wähler beispielsweise

den zweifellos richtigen Eindruck hat, direkt für den Präsidenten zu stimmen, daß der britische Wähler seinen Premier kenne, dem er indirekt zur Macht verhelfen will, und er hat beigefügt: «Eine der größten Schwächen der Abgeordnetenrepublik in Frankreich bestand in der fast völligen Anonymität der Staatsgewalt.» Es bedarf keiner Erläuterung, daß diese «Schwäche» der französischen Demokratie seither ausgemerzt, ja in ihr Gegenteil verkehrt worden ist.

Für die Schweiz aber bestand und besteht die von Aron als gefährliches Schwächezeichen beanstandete *Anonymität der Staatsgewalt* zu einem guten Teil fort. Sie wird vielleicht dadurch gemildert, daß in den Gemeinden und Kantonen zum weitaus größten Teil die Mitglieder der Exekutive durch das Volk gewählt werden, daß sie im Bunde zwar durch das Parlament, aber ad personam gewählt werden und schließlich durch die lange Zeitspanne, während der sie den politischen Behörden im Durchschnitt angehören. All dies mildert die Anonymität der Staatsgewalt in unserem Lande, hebt sie aber nicht auf, wie etwa die betrüblichen Ergebnisse von Befragungen über die Namen der Bundes- und der Regierungsräte zur Genüge beweisen.

Und trotz dieser Anonymität kennt die Schweiz nicht nur eines der ältesten, sondern auch der stabilsten demokratischen Regierungssysteme der Welt. Suchen wir diesen Sonderfall zu erklären, so werden wir zunächst einmal das volle Gewicht der demokratischen Tradition in unserem Lande in die Waagschale werfen müssen. Dies dürfte aber in einer Zeit des Umbruchs kaum genügen.

Als wesentliches Element dürfte dazukommen, daß sich um die politischen Institutionen — und nicht nur, wie Aron sagt, um die sie erfüllenden Personen — etwas angesammelt hat, das man als charismatisches Fluidum bezeichnen könnte, eine Atmosphäre der innern Anerkennung und Achtung, eine Hülle des Unantastbaren, das zwar nicht jedem einzelnen Mitglied dieser Behörden oder Parlamente gilt, das auch nicht den einzelnen Entscheid vor bissiger Kritik bewahren kann, das aber doch die Institution als solche schützt und stützt. Zu diesen Institutionen, die durch die Tradition und den Respekt des Bürgers von einer Tempelmauer der demokratischen Hochachtung umschlossen sind, gehört vor allem der Volksentscheid als solcher, das unanfechtbare Machtwort des Souveräns.

Es sind ferner eine Reihe leitbildhafter allgemeiner Vorstellungen, ohne die der liberale, demokratische Rechtsstaat auf die Dauer nicht auskommen kann. Da ist einmal die Vorstellung vom Stimmbürger als einem Manne, der auch in unserer komplizierter werdenden Zeit in der Regel sachgerechte Entscheidungen zu fällen vermag und diese auch tatsächlich fällt; das Bild vom zwar nicht fehlerfreien, aber dem Gemeinwohl leidenschaftlich verpflichteten und nach Selbstverantwortung strebenden Bürger, wie etwa Gottfried Kellers «sieben Aufrechte», denen ebenso wie der in sich gefestigten Bauernwelt in Jeremias

Gotthelfs Werk Leitbildcharakter zukommt. Eng verbunden bleibt damit die Achtung vor dem Stimmbürger und seinen politischen Anschauungen, das Leitbild vom Mitbürger, der zwar oft nicht der gleichen Meinung ist, der sich aber auch um die Erkenntnis der Wahrheit, um das allgemeine Beste strebend bemüht und schließlich vom Wunsche gelenkt wird, den besondern Verhältnissen der andern nach Recht und Billigkeit Rechnung zu tragen, der nicht lediglich zum Partikelchen seines Berufsverbandes wird, so daß, wie es Alexander Rüstow einmal formuliert hat, nur der Interessent im Menschen integriert ist.

Dazu gehört ferner die Überzeugung, daß die Gesamtheit der Stimmbürger mindestens der Vorstellung jenes englischen Wortes gleichkommt: «You can fool the whole people some times, you can fool a part of the people every time, but you can not fool the whole people every time.»

Und all dies muß ergänzt werden durch eine Vorstellung der *staatlichen Verwaltung*, die sich im allgemeinen vom Rechtsempfinden leiten läßt, die sich weder durch die Versuchung zur Korruption vom geraden Weg abbringen läßt, noch auch sich zum Anwalt von Gruppeninteressen macht, sondern die sich den Dienst am Volke immer noch als oberste Richtschnur vor Augen hält.

Es ist wohl überflüssig zu sagen, daß sich diese Leitbilder nur halten können, wenn die Vorstellungen einigermaßen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Sie schließen selbstverständlich Kritik nicht aus, denn nur im gegenseitigen Gespräch und in der gegenseitigen Auseinandersetzung unter den Bürgern und der Bürger mit der Verwaltung kann jener geläuterte politische Wille entstehen, der sowohl die politische Rückendeckung der Stimmberechtigten besitzt als auch den sachgerechten Überlegungen der Fachleute entspricht.

Der Einfluß des industriellen Massenzeitalters

Die bisherige Bestandesaufnahme an politischen Leitbildern läßt eine wachsende Distanz zu den heroisch-nationalen politischen Leitbildern aus der Gründungszeit der Eidgenossenschaft erkennen. Dieser Vorgang hängt zweifellos nicht zuletzt mit der ungeheuren Ausweitung zusammen, die der touristische, wirtschaftliche und geistige Verkehr über die Grenzen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erfahren hat und die schließlich die innereuropäischen Kriege und Konflikte ad absurdum führte, um das Tor zu den Integrationen aufzustoßen. Zugleich ist aber deutlich geworden, daß es in neuester Zeit, im Zeitalter unseres liberalen Bundesstaates, nicht völlig an nationalen Sammelpunkten fehlt, daß gerade die Geschichte unseres Landes im Zweiten Weltkrieg hierfür neue Ansatzpunkte lieferte und ferner die liberale Demokratie der ins Irrationale reichenden leitbildhaften Elemente nicht entbehrt, wenn diese auch sich weniger auf Persönlichkeiten konzentrieren. Noch bleibt die Frage zu be-

antworten, ob diese politischen Leitbilder der liberalen Demokratie den soziologischen Umschichtungen und den Veränderungen der Mentalität im industriellen Massenzeitalter entsprechen, oder ob sie umgewandelt oder ergänzt, beziehungsweise verdrängt werden.

Die ganze Entwicklung — und dies ist bereits ein wesentliches Merkmal unserer Zeit — hat ein vor kurzem noch völlig unbekanntes Tempo angenommen. Schlug man um die Jahrhundertwende ein Witzblatt auf, so fehlte kaum das Motiv des Ikarus, das Bild eines unwilligen, ehrgeizigen Menschen mit einem Paar gewaltiger Flügel, der vergeblich nach der höhnisch lachenden Sonne strebt. Ikarus, dieser erste Astronaut unserer Erde, ist seither längst aus dem Inventar der Witzblätter gestrichen worden, und die Menschen haben sich damit abfinden müssen, daß am nächtlichen Firmament Werke von Menschenhand kreisen, und seit einiger Zeit haben sie sogar die ersten Erlebnisberichte über das Befinden im schwerelosen Zustand zu verdauen. In den letzten zwanzig Jahren hat die Menschheit erlebt, nicht nur gelernt, daß einige Axiome, die in der Wissenschaft lange Zeit als unumstößlich galten, wie die Unteilbarkeit des Atoms und die Gesetze der Schwerkraft, nur in einem begrenzten Bereich gelten.

Die wissenschaftlich-technische Forschung hat heute einen Stand erreicht, bei dem ihre Ergebnisse direkt in das Leben der einzelnen einzuwirken vermögen, und als Folge davon treten ihre Exponenten, die Forscher und Entdecker, oder vielmehr jene, die zur Vorführung der Entdeckungen eingesetzt werden, vermehrt in das Rampenlicht der Öffentlichkeit. Es gibt deshalb heute ganz neue Kategorien von Helden, zunächst einmal die Helden des technischen Fortschritts, wie etwa Charles Lindbergh, der Erstüberflieger des Atlantiks, oder Juri Gagarin, der erste sowjetische Astronaut, die zwar selbst nichts zur technischen Entwicklung beigetragen haben, aber das Werk anderer in Betrieb setzten, was genügte, um ihnen den überschwänglichen Beifall der Menge einzutragen.

Die Kategorien der modernen Helden ließen sich noch um manche erweitern, bis wir schließlich zu den «Helden» der Muskelkraft und den «Heldinnen» der Körperformen kommen würden, deren außerordentliches Maß an Echo höchstens durch die Kurzlebigkeit kompensiert wird, durch die sich ihr Erfolg meist auszeichnet. Sie verkörpern gleichsam die Mode unter den «Helden», die zeitliche Beschränkung ihrer Ausstrahlung ist beinahe so sicher wie die Tatsache, daß sie durch andere Exemplare der gleichen Sorte abgelöst werden. Man würde diesen «Helden» zuviel Ehre antun, wenn man sie unter die Leitbilder einreihen würde, dafür ist ihre Ausstrahlungskraft zu kurzlebig. Aber sie stellen doch Erscheinungen dar, denen die Phantasien, die Wünsche und schließlich das Streben der Menschen nachjagen und die das Sehnen der großen Massen zu erfüllen beginnen, so daß für die Aufgaben einer selbstverantwortlichen Gemeinschaft weniger Raum mehr übrig bleibt.

Die neuen Gruppen von Helden aus der Wissenschaft, der Technik, dem Sport und der Unterhaltung sind deutliche Zeichen dafür, daß im Laufe der letzten fünfzig Jahre ein kollektiver, außerhalb des Politischen stehender Bewußtseinsbereich an Ausdehnung und Intensität zugenommen hat.

Und dieser Imperialismus des Unpolitischen hat mit der Erhöhung des Lebensstandards zweifellos eine Verschärfung erfahren: Das Auto ist in manchen Kreisen zum gesellschaftlichen Wertmaßstab, ja geradezu zum Fetisch einer Religion des Lebensstandards geworden; elektrischer Kochherd, Kühlschrank, Einbaubad und bald auch der Fernsehapparat gehören beinahe schon zum Existenzminimum — das Problem ist nicht mehr, wie verdiene ich mir mein täglich Brot, sondern: welche Wahl treffe ich in der Überfülle der durch eine Propagandaflut mir nahegelegten Kaufwünsche. Als Ideal erscheint nicht mehr die Aufopferung für die Gemeinschaft, der Heldentod, wie etwa in Djilas Buch über Montenegro, sondern die Illustrierten und nicht nur sie propagieren das Bild eines scheinbar unbeschwerten Genusses, wie er den über unbeschränkte Mittel verfügenden Stars und den auf Ölwoagen schwimmenden mittelöstlichen Königsfamilien offen steht. Damit ist gleichsam das allerletzte Ziel einer die Hebung des Lebensstandards zum Idol machenden Gesellschaft von Konsumenten anvisiert — zugleich aber auch der Grundstein zu einem neuen dynamischen Gerechtigkeitsideal gelegt, daß nämlich das gerechte Einkommen immer dem gegenwärtigen plus zwanzig Prozent entspreche.

Es wäre allerdings falsch, ja verhängnisvoll, nur die Schattenseiten der dynamischen Veränderung unserer Wirtschaft und Gesellschaft zu sehen. Zunächst galt es ja, die existentiellen Bedürfnisse des Menschen genügend zu befriedigen, damit sich der Blick überhaupt auf allgemeine Aufgaben richten konnte. Erst auf der Basis eines das Existenzminimum sichernden Familieneinkommens ließ sich das Selbstbewußtsein auch der untern Einkommenschichten so weit stärken, daß sie Rechte und Pflichten eines Bürgers in der freiheitlichen Demokratie zu allen Teilen übernehmen konnten. Der gewaltige Ausbau der Kommunikationsmittel und die Hebung des Lebensstandards haben erst jene *Verbreiterung des Bildungsniveaus* ermöglicht, die die Demokratie auf sichere Grundlagen stellte. Das wirkliche Funktionieren der modernen Demokratie mit ihrem Abstimmungsmechanismus und der unerläßlichen öffentlichen Meinung beschränkt sich denn auch *cum grano salis* auf jene Gebiete der Welt, in denen die industrielle Massengesellschaft Einzug gehalten hat. Es ist nicht zu verkennen, daß diese auch Strukturelemente aufweist, die die Individualität ihrer Träger zu fördern neigen. Die größere Marge an Freizeit und der größer werdende Teil des Einkommens, der nicht mehr für Notwendigkeiten des täglichen Lebens verbraucht werden muß, schaffen an sich die Voraussetzung zur Vergrößerung des Lebensbereichs, welcher der individuellen Gestaltung offen steht.

Wir können auch feststellen, daß die demokratischen Institutionen sich in

der Weltgeschichte noch nie einer derart unbestrittenen Anerkennung erfreuten wie in der Gegenwart. Die *demokratische Staatsform* stellt heute auf den größten Teilen dieser Erde noch die einzige Staatsform dar, deren Legitimität anerkannt wird, nachdem die traditionelle monarchische Form sich weitgehend überlebt und die charismatische Legitimität sich im Untergang von Führer und Duce weitgehend entwertet hat. Sogar kommunistische Länder, denen am praktischen Mitspracherecht des Volkes nichts gelegen ist und die alles tun, um das Volk an der Mitbestimmung des politischen Willens zu hindern, bemühen sich mit einem erheblichen Aufwand, die Fassade einer demokratischen Scheinlegitimität aufrechtzuerhalten. Das gleiche gilt von vielen jungen Ländern, in denen die wirkliche Macht noch über die Sippen und Stämme oder über eine Söldnerarmee ausgeübt wird. Dieses Prestige steht aber zu einem guten Teil auf schwachen Füßen; die Demokratie ist manchenorts nicht innerlich gefestigt, und ihre Legitimität wird nur anerkannt, weil sich keine andere als Alternative anbietet.

Vor allem hat die Massenproduktion an Unterhaltungs- und Bildungsgütern zu nicht ungefährlichen Denaturierungserscheinungen geführt. Die Möglichkeiten der Propaganda werden ins Ungeheure gesteigert und damit die zunehmende Gefahr einer Konfektionierung der Meinungsbildung geschaffen, über die Angleichung der Zeitungen durch die Verwendung von Depeschen- und Bildagenturen bis zu den Fernsehapparaten, durch die eine zunehmende Zahl von Bürgern ihre Information beziehen und sich ihre Meinung bilden. Es ist schon mehrfach festgestellt worden, daß der Mensch heute unter einer Reizüberflutung leidet, die ihm eine Verarbeitung des Aufgenommenen vielfach verunmöglicht, was zu zunehmenden seelischen Störungen vom Unbewußten her führen kann.

Die stärkere Bevölkerungskonzentration des industriellen Massenzeitalters hat im weitern zwangsläufig dazu geführt, daß die Verhaltensvorschriften der Gemeinschaft stark vermehrt worden sind, sich der einzelne in seinem Tun heute in viel stärkerem Maße durch die Rücksicht auf die andern Menschen gebunden weiß, als noch vor hundert Jahren. Es hat dies nicht nur ein Anwachsen des staatlichen Aufgabenbereichs zur Folge gehabt, sondern es hat dies auch einem ganzen Gewebe von Organisationen, Verbänden, Vereinen, Clubs usw. gerufen, das sich zwischen den Staat und das Individuum geschoben hat und das sogar öffentliche Aufgaben übernahm, die der Staat ohne Aufplasterung seines Verwaltungsapparates nicht hätte erfüllen können.

Diese Umstrukturierung der modernen Gesellschaft von der Wirtschaft und der Technik her, zu der die Lockerung der bisherigen Bindungen an die Familie, die Sippe und das Dorf, die nur teilweise durch ein stärkeres Hervortreten der Berufsgemeinschaft kompensiert wurde, durch einen zunehmenden Mobilismus zu zählen wäre, haben eine Wandlung der menschlichen Verhaltensweise eingeleitet.

Der amerikanische Soziologe *David Riesman* hat in seinem berühmt gewordenen Werk «The lonely crowd», das 1958 in deutscher Sprache unter dem Titel «Die einsame Masse» erschien, einen sogenannten «außengeleiteten Typ» beschrieben, der sich in den amerikanischen Großstädten zu verbreiten beginne. Als seine wesentlichen Merkmale glaubte er zu erkennen, daß er in einem viel stärkeren Maße auf die Anerkennung durch die andern angewiesen sei, daß nicht sein Sein an sich für ihn von erster Wichtigkeit sei, sondern seine Beurteilung durch die Mitmenschen. Im Gegensatz zum innengeleiteten Menschen, der auf dem Boden des sittlichen Bewußtseins als Verhaltensmaßstab stand, der sich von Idealen leiten ließ und deshalb von Selbstbewußtsein, manchmal auch von Selbstsucht erfüllt war, hebt der nach glänzender äußerer Anerkennung strebende neue Typ andere Eigenschaften in den Bereich des Erstrebenswerten: Sauberkeit, moderne Erscheinung, Großzügigkeit, Ehrlichkeit, Geduld, Aufrichtigkeit, Mitgefühl und Gutmütigkeit. Nicht die Arbeit steht als Lebensinhalt mehr im Vordergrund, sondern der Konsum der Lebensgüter, dessen Größe zugleich zum Maßstab des Erfolges und damit der Anerkennung innerhalb der Gesellschaft wird.

Die Bereitschaft zum Teamwork und damit die Kompromißbereitschaft und der Wille zur Einordnung in die immer engmaschiger werdenden Vorschriften der Gemeinschaft treten in den Vordergrund. Die Selbstsicherheit droht unter der Reizüberflutung zu schwinden und der Wille zur eigenen Meinung und zur Selbstentscheidung zugunsten einer innern und äußern Nivellierung zu erlahmen.

Was bleibt zu tun?

Es ist klar, daß von dieser Entwicklung eine Rückwirkung auf die bisherigen Leitbilder nicht ausbleiben wird. Doch die Leitbilder sind nicht einfach da, sie sind keine selbsttätigen Maschinen. Sind die Voraussetzungen gegeben, ein Ereignis, eine Institution oder eine Persönlichkeit von außerordentlicher Bedeutung, muß der mögliche Ansatz erst zu einem Leitbild geschaffen werden, durch die Dichter und Schriftsteller, die Historiker, die Lehrer aller Stufen, die angewandte Kunst, durch Presse, Radio und Fernsehen sodann und alle, die an der Gestaltung der öffentlichen Meinung beteiligt sind.

Und hier beginnt *unsere Aufgabe*, denn Leitbilder lassen sich pflegen und verhängnisvolle lassen sich in ihren Nachwirkungen reduzieren oder ausmerzen. Wir haben dabei von der Einsicht auszugehen, daß die gesunde liberale Demokratie an sich etwas Unheroisches ist, ja daß die Sucht von Politikern, sich zu Lebzeiten bereits zum unfehlbaren Heros zu machen, das Funktionieren der demokratischen Meinungsbildung und bald auch des demokratischen politischen Entscheides gefährdet. «Die Voraussetzung», so hat Raymond Aron

in Berlin treffend formuliert, «daß die demokratischen Regierungen keinen Retter brauchen, ist, daß sie stets über energische Führer verfügen»; ja man könnte weiter gehen und sagen: Wenn eine Demokratie durch einen «starken Mann» gerettet werden muß, dann ist sie schon beinahe keine Demokratie mehr; aber es bleibt meist immer noch besser, sie werde «gerettet», als sie gehe unter.

Das Aufkommen sogenannter *Vaterfiguren* in der Politik — seien es nun «Retter» oder politische Führer der Demokratie — hängt zweifellos mit dem Bedürfnis des außengeleiteten Typs nach einem Ruhepunkt in der Erscheinungen Flucht, aber auch mit der schwindenden Autorität des Vaters im Familienkreise zusammen, die auf dem Gebiete der Politik kompensiert wird.

Damit wir der «Retter» nie bedürfen, haben wir die dem Wesen der liberalen Demokratie angemessenen Leitbilder zu pflegen. Und diese Leitbilder, besonders wenn sie noch jüngern Datums sind — wie etwa General Guisan oder Gottfried Kellers «sieben Aufrechte», aber auch die Vorstellung einer den vermittelnden und humanitären internationalen Aufgaben gewidmeten neutralen Schweiz oder der genossenschaftlichen Demokratie unseres Landes — bedürfen der Pflege, sollen sie nicht in einer neuen Generation erlöschen.

Ein Zweites können wir tun: Wir können das Andenken an jene zahlreichen Persönlichkeiten unserer Wirtschaft und unserer Politik pflegen, die zwar kaum als nationale Leitbilder, dennoch aber als Vorbild unserer Jugend angesprochen werden können — und als Vorbild um so eher zu dienen vermögen, als sie unserem Alltag näher sind. Der Verein für wirtschaftshistorische Studien hat durch die Herausgabe von Biographien über Persönlichkeiten aus dem schweizerischen Wirtschaftsleben ein um so verdienstvolleres Werk an die Hand genommen, als die schweizerischen Wirtschaftsführer immer noch in Gefahr stehen, bei unsern Historikern etwas zu kurz zu kommen. Der Wert der Pflege der Biographien großer Persönlichkeiten kann heute kaum hoch genug eingeschätzt werden, weil sich die großen Männer besonders augenfällig über das hinwegsetzen, was man den unausweichlichen Gang der Geschichte zu nennen pflegt und deshalb zu einem wichtigen und nachhaltigen Zeugnis der Freiheit in der Geschichte und zu einem Ansporn werden, in der Politik und Wirtschaft die Freiheit zu erhalten.

Ein Weiteres scheint mir wichtig: Wir haben zu jenem charismatischen Fluidum Sorge zu tragen, das unsere politischen Institutionen umgibt, und wir sollten sogar darüber nachdenken, wie wir Würde und Ansehen unserer Parlamente wieder stärken können, denn diese sind durch die stattfindende stille Machtübertragung an die Experten in der Verwaltung und in den Verbänden vom Autoritätsschwund am ehesten bedroht, während die natürliche Machtfülle die Verwaltung und der letztinstanzliche Entscheid den Urnengang vor dem gleichen Schicksal weitgehend bewahrt.

Gerade aus diesem Grunde wäre es falsch, den gelegentlich geäußerten

Ratschlägen zu folgen und etwas wie einen Wirtschaftsrat zu schaffen, in den die Vertreter der Verbände und der Interessengruppen abgedrängt würden. Gegenüber einem im Wirtschaftsrat zwischen den großen Wirtschaftsverbänden geschlossenen Kompromiß wäre das Parlament beinahe machtlos. Eine Stärkung der Stellung des Parlaments muß im Gegenteil davon ausgehen, daß alle faktischen Machttträger — Parteien und Verbände — an der parlamentarischen Willensbildung teilhaben. Die Einführung *öffentlicher Hearings* in den parlamentarischen Kommissionen wäre ein Weg dazu, die auf das Gemeinwohl ausgerichtete Schiedsrichterrolle des Parlaments zwischen den Interessengruppen zu verstärken, und gleichzeitig könnten die Hearings auch den Schleier etwas lüften, der sich in unser komplizierter gewordenen Demokratie auf den Vorgang der politischen Meinungsbildung gesenkt hat.

Unser demokratischer Staat würde ferner ohne weiteres *ein Mehr an Förmlichkeit* ertragen — an Förmlichkeit, nicht an theatralischem Gebaren, denn unsere nüchterne Zeit ist zu Recht dem hohlen Pathos völlig abhold, aber sie läßt sich immer noch durch einen der Würde des Anlasses angemessenen feierlichen Rahmen beeindrucken.

Gerade weil die heroischen Figuren der nationalen Gründungszeit an Wirkung eingebüßt haben, sollten wir daran denken, dem Kämpferischen einen modernen Platz unter unsern Leitbildern einzuräumen. Die Angleichung der Parteiprogramme droht ohnehin die parteipolitischen Auseinandersetzungen in den Hinter- und Abstimmungskämpfen zwischen politischen Ad-hoc-Partnern in den Vordergrund zu schieben.

Mit der Verminderung und Entschärfung der parteipolitischen Kämpfe — so sehr diese sachlich gerechtfertigt sein mögen —, ist aber auf die Dauer die Gefahr eines Schwundes der politischen Vitalität verbunden. Eine solche wäre in einem Momente verhängnisvoll, in dem die liberale Demokratie der ununterbrochenen Bedrohung durch totalitäre Mächte ausgesetzt ist. Beispiele von Leitbildern ausländischer Herkunft — wie etwa der Kämpfer Churchill, Djilas oder Boris Pasternak — dürfen in diesem wie in andern Punkten ruhig an die Seite der schweizerischen treten.

Gerade im Falle des *Kommunismus* tritt zudem ein neues hervor: die Bedeutung des *negativen Leitbildes* — denn auch solche gibt es. Zweifellos befruchtet der aus der Kenntnis der politischen Rechtlosigkeit der vom Kommunismus unterdrückten Völker stammende Abwehrreflex die politischen Energien nicht wenig. Er hilft auch stark, um als Gegenpol zu diesem negativen Leitbild, das für uns selbst zutreffende, positive Leitbild festzulegen.

Es wäre ferner zu bedenken, wie der *ideale Schwung der Jugend* an politische Aufgaben herangetragen werden könnte, die leicht zu einem praktischen Ergebnis führen. Bei internationalen Aufgaben, wie etwa bei Aktionen zugunsten der Entwicklungshilfe oder Kontakten mit Entwicklungsstudenten oder bei Gegenaktionen gegen ein kommunistisches Jugendfestival, ist dies leichter

möglich, als im Bereich der Innenpolitik, wo die Gelegenheiten, auf praktischem Wege die Solidarität der Gemeinschaft zu üben, zwar nicht fehlen, aber doch seltener sind und zudem meist weniger mit einem der hohen Ideale sich verknüpfen lassen, nach denen die Jugend zu streben pflegt.

Wir sollten schließlich die Tatsache nicht unterschätzen, daß ein bedeutender Teil der in der Gegenwart lebenden Kulturschöpfer im Grotesken das geeignete Mittel zur Erhellung der politischen Probleme und Konflikte unserer Zeit und zur Befreiung von der daraus entstehenden nicht geringen Last sieht, und daß im Lichte der mit Vorliebe gewählten Paradoxe die politischen Machthaber durch das Fernglas eines spöttisch-kritischen Negativismus betrachtet und die «Techniker der Macht» schadenfroh in den Orkus eines gerissenen, aber verwerflichen Macht Denkens gestoßen werden, das sich nur am Erfolg und an keiner ethischen Zielsetzung orientiert. Sollten diese Vorstellungen, denen ein Großteil der Leser und Betrachter noch mit jenem Schauer der Bewunderung, aber mit jener Distanziertheit gegenübersteht, die um die Jahrhundertwende etwa den bürgerlichen Besucher bei Vorführungen am Trapez im Zirkus erfüllt haben mag, einst als «gesunkenes Kulturgut» den ordentlichen Weg in die breiten Massen antreten, so werden sie nicht mehr von den sublimen Betrachtungen der Schöpfer und der Kritiker begleitet sein. An politischer Wirkung — und diese betrachten wir hier allein — dürften dann die inhaltlichen Aussagen im Vordergrund stehen, und über diese dürfte die Axt an die Wurzel für das Bestehen der liberalen Demokratie wichtiger Leitbilder gelegt werden.

Es muß deshalb dafür gesorgt werden, daß weder das Sein noch der Anschein der Demokratie auf jenes zynische Bild der ausschließlichen Macht der Skrupellos-Gerissenen und von der völligen Ohnmacht der mit ethischen Vorsätzen belasteten «Gutmeinenden» reduziert wird. Auch in der Darstellung der Fehler und der Menschlichkeiten, von denen auch das politische Leben in der Demokratie nicht frei sein kann, denn es wird von Menschen gemacht, darf jenes gesunde und den Realitäten entsprechende Maß nicht verloren werden, ohne das diese schwierigste Regierungsform nicht auskommt.

Die liberale Demokratie bleibt also gefährdet wie eh und je. Sie ist immer noch die Staatsform der Ausnahme und nicht der Regel, die Staatsform der hohen Ansprüche an jeden einzelnen Bürger; aber sie bleibt auch die höchste Staatsform, weil sie dem Bürger ein Höchstmaß an Freiheit zum Staat, an politischem Entscheidungsrecht einräumt, und weil sie der politischen Entfaltung der größten Zahl die weitesten Möglichkeiten öffnet.

Nach einem im Verein für wirtschaftshistorische Studien gehaltenen Vortrag.